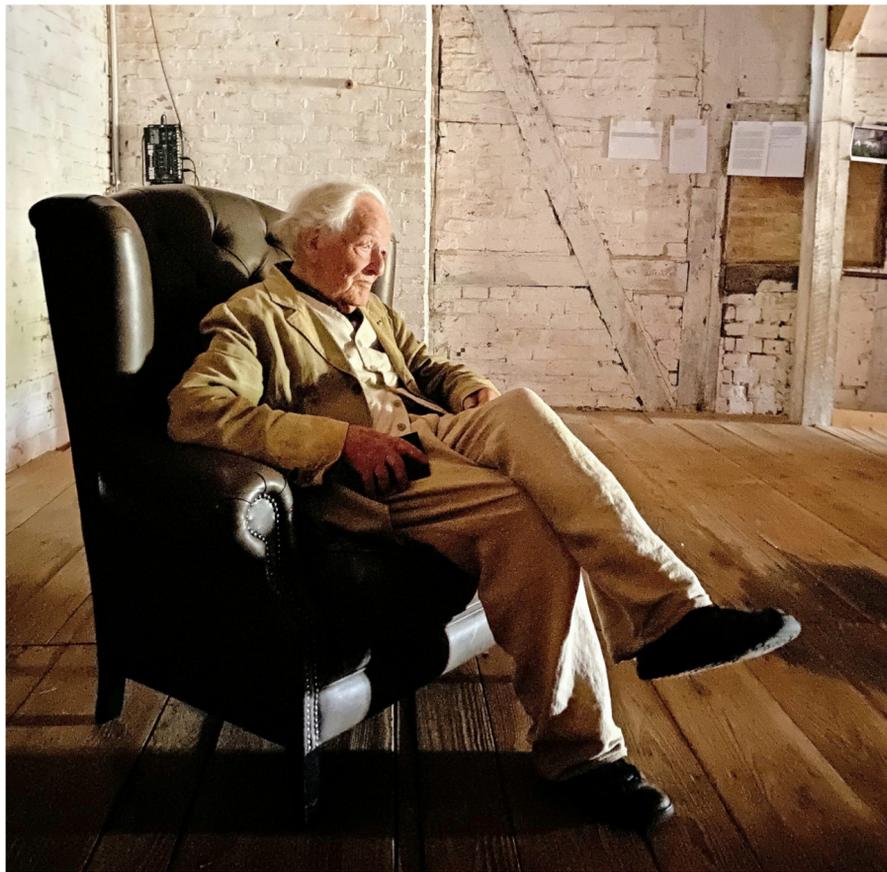


Von Neustrelitz in Mecklenburg führt der Schienensstrang nach Demmin in Pommern nur noch eingeleisig. Holunderblüten sprudeln über die Böschungen. Der Weizen ist grün, aber die Gerste schäumt schon golden im Wind. Klatschmohn, Kamille und Kornblumen säumen die Felder. Am Bahnhof in Demmin sind die Fenster mit Brettern vernagelt. Doch die gründerzeitlichen Villen entlang der Straße, kostbare Reste der bei Kriegsende 1945 ausgebrannten Stadt, leuchten in reinlichen Pastellfarben.

Hans-Jürgen Syberberg, neben Rainer Werner Fassbinder und Volker Schlöndorff wohl der weltweit meistdiskutierte Filmemacher Deutschlands, wurde 1935 in Nossendorf, nur wenige Kilometer nördlich von Demmin, geboren. Er hat als neunjähriger Junge, versteckt im Feld, neben der Brücke über einen kleinen Graben, die Stadt im April 1945 brennen sehen. Vor dreißig Jahren ist er nach Nossendorf zurückgekehrt, um sein Geburtshaus zu retten und das Wohnen dort zu einer eigenen, gelebten Kunstform zu machen – umgeben von Rosen, Linden, Nussbäumen, Schwalben und Bienen, für die er eigens eine Blühwiese anlegte. Angeregt durch den Dokumentarfilm „Über Leben in Demmin“ von Martin Farkas hat nun auch Syberberg einen Film über die Tragödie der Stadt gemacht, in der sich während der letzten Kriegstage Hunderte von Frauen das Leben nahmen und ihre Kinder mit in den Tod rissen – aus Angst davor, von den Soldaten der einmarschierenden Roten Armee vergewaltigt zu werden. Etwa tausend „Freitote, am Sinn des Lebens irre geworden“ beklagt ein Gedenkstein in der Stadt. In der DDR durfte darüber nicht gesprochen werden.

„Der Film wird es schwer haben“, sagt Syberberg am späten Abend im Lübecker Speicher am Demminer Hafen, „kein Hitler, kein Wagner, nur Demmin, von dem niemand in der großen Welt überhaupt weiß, wo es liegt.“ Lächelnde Selbstironie angesichts des Aufsehens, das Syberberg durch „Hitler, ein Film aus Deutschland“, das unzensurierte Interview mit Winifred Wagner und durch seine Filmversion von Richard Wagners „Parsifal“ erregt hat. Die „Demminer Gesänge“ hatten es bereits schwer, denn die Berlinale schlug das Angebot aus, sie im Februar zu zeigen (F.A.Z. vom 16. Januar und vom 2. März). Nun hat Syberberg mit ebenso nachdenklichen wie sympathischen Unterstützern vor Ort die öffentliche Erstaufführung des dreistündigen Films organisiert: auf der Südseite des Demminer Marktes, die immer noch nicht wieder bebaut wurde seit dem Krieg, und im Lübecker Speicher am Hafen, den der Restaurator und Kunsthandwerker Wolfram Esch gekauft hat und ihn nun mithilfe eines Vereins als Kulturspeicher betreibt.

Der Verein, der sich organisierte, weil es in Demmin keinen Veranstaltungsort gab, der nicht unter kommunaler oder kirchlicher Hoheit stand, bot Syberberg unmittelbar nach der Absage aus Berlin an, eine „Demminale“ statt der Berlinale zu machen und den Film zu zeigen. Der Agrarökologe und Umweltschützer Georg Nikelski, der sich im Verein engagiert, gehört genauso wie Esch zu den Demminern, die sich für Demokratie und Zivilgesellschaft einsetzen in einer Stadt, in der vor zwei Jahren durch Achtsamkeit und versäumte Prüfung der Verfassungstreue ein ehemaliger „Angehöriger des Freistaats Preußen“, also quasi ein „Reichsbürger“, als Kandidat für die Bürgermeisterwahl aufgestellt werden konnte. Am Ende setzte sich Thomas



Hans-Jürgen Syberberg im Lübecker Speicher in Demmin bei der Erstaufführung seines Films

Foto Jan Brachmann

Zartes Charisma

Aber mit Ecken und Kanten:
Hans-Jürgen Syberberg zeigt in Demmin erstmals öffentlich seinen Film „Demminer Gesänge“.

Witkowski von der CDU mit mehr als 52 Prozent der Stimmen durch.

„Was mich an Syberberg fasziniert, ist der Eigensinn“, sagt Nikelski, der im Lübecker Speicher Stühle für die Gäste aufstellt. „Es gibt sicherlich eine ganze Menge Reibungspunkte, die man bei seinem Schaffen nicht unberücksichtigt lassen kann. Das geht auch über Streitbarkeit hinaus. Aber wenn man so jemanden in der Nachbarschaft hat, dann ist es geboten, diese Auseinandersetzung auch zu führen und die Möglichkeit eines Austausches zu nutzen.“ Welche Reibungsflächen denn? „Er lässt es beispielsweise zu, von AfD-Politikern goutiert zu werden, und zeigt kein Interesse, sich aktiv von ihnen abzugrenzen“, erwidert Nikelski. Es störe ihn auch, dass auf den Gedenksteinen in der Kirche wie am Hafen zu lesen stehe, in Demmin sei Ende April 1945 „die öffentliche Ordnung zusammengebrochen“. „Ich finde es bemerkenswert und durch-

aus eine geschichtsrevisionistische Verirrung, dass hier das Nazi-Regime als ‚öffentliche Ordnung‘ bezeichnet wird.“

Fragen von Moral und Schuld stellt Syberbergs Film in der Tat nicht. Es ist ein Film der Trauer um die Toten und um die Stadt, ein Film der erstrebten Wiedergutmachung zwischen Russen und Deutschen, ein Film über Selbstbeschädigung und ersehnte Heilung. Auch ein Film über Syberberg selbst, der in der Figur des biographischen Lebenskreises nach Lebenssinn sucht und mit Johannes Brahms' „Deutschem Requiem“, das großen Raum im Film einnimmt und musikalisch eine neuer Stern in Syberbergs Kosmos wurde, nach versöhnter Gemeinschaft von Lebenden und Toten an einem Begegnungsort jenseits der Geschichte.

Vor allem ist es ein Film, der Syberbergs Anstrengungen um Demmin dokumentiert: In großen Installationen hatte er die Fassaden der zerstörten Marktsüd-

seite auf Folien drucken und an Baugerüsten aufziehen lassen. Er belebte für zweieinhalb Wochen das zerstörte Café Zilm wieder, bot Kaffee, Kuchen, gemeinsames Liedersingen und Filmabende an. Und die Demminer kamen. „Das war unglaublich“, sagt Helga Elisabeth Syberberg, die Frau des Regisseurs, als wir zusammen auf einem Gründerzeitsofa im Speicher sitzen. „Die haben sich alles von der Seele geredet. Die ganzen Kriegserlebnisse kamen mit einem Mal hoch. Sie wurden das endlich los.“ Esch bestätigt es: „Bei Syberbergs Installation am Markt und im Café Zilm war viel von den Bürgern zu erfahren. Sie sind endlich aus sich herausgekommen und haben geredet – nicht nur über die Vergangenheit, sondern auch über die Gegenwart. Und sie haben sich Gedanken gemacht, wie es mal werden soll in Demmin.“

Das ist das zweite große Anliegen Syberbergs: Der Film dokumentiert die

Stellungnahme zur Marktsüdseitenbebauung von Alexander Schwarz, der für das Büro von David Chipperfield arbeitet, und von Peter Haimerl, der ein eigenes Bebauungskonzept erarbeitet hatte. „Ich bedauere es zutiefst, dass die Entwürfe von Haimerl nicht weiterverfolgt werden“, sagt Nikelski, „denn sie sind einfach großartig. Städtebaulich wäre das hochinteressant, und es ist einfach schade, dass die Stadtverwaltung das nicht aufgreifen möchte.“

Thomas Witkowski hingegen, der die Filmvorführung mit etwa 130 anderen Gästen besucht, behauptet, nach der Vorstellung des Konzepts habe sich Haimerl nie wieder bei der Stadt gemeldet, auch nach Anfragen nicht. Er selbst fühle sich durch Syberbergs Vorgehen oft übergangen und gelegentlich gekränkt. Syberbergs Problem sei, so Witkowski, dass er sich nicht an Regeln und Verfahren halte, er könne viel mehr Unterstützung von der Stadt und von anderen Institutionen bekommen: „Ich habe vor Herrn Syberbergs Lebenswerk großen Respekt. Und die Installationen, die er hier auf dem Markt gemacht hat, waren nicht nur hilfreich, sondern wirklich bewundernswert.“ Wolfram Esch, der in der Pause für alle Gäste ein mariniertes Wildschwein brät, sieht Syberberg aber durch die Stadtverordneten verkannt: „Die halten ihn für einen durchgedrehten Künstler und behandeln ihn auch so. Wie einen Aussätzigen. Und das ist eigentlich traurig. Es ist auch nicht korrekt. Er ist jetzt 87, allein deshalb müsste man ihn schon viel respektvoller behandeln.“

Hier steht ein zartes Charisma des Künstlers, der so etwas Unheroisches wie ein Café in die Welt setzt und jetzt als Gastgeber eines sommerlichen Festes auftritt, gegen das Regelwerk eines demokratisch organisierten Gemeinwesens mit der Verwaltung von Anträgen und Genehmigungsverfahren. Syberberg träumt nicht nur von der Wiederersterung der Demminer Marktsüdseite, er will, dass der Traum zur Tat wird. Doch da stoßen nicht nur Charisma und Demokratie gegeneinander, sondern ebenso Kunstanspruch und Massengeschmack: „Was hier den Ton angibt, ist eine Mischung aus Supermarktkultur und Schlagerdomäne. Da liegen die Prioritäten; dafür setzt man sich ein“, sagt Esch. „Wenn da nun ein Künstler wie Syberberg auftaucht, der nicht so gleitfähig ist, der scharfe Ecken und Kanten hat, dann ist die Stadt damit überfordert.“

Auch die „Demminer Gesänge“ sind ein Kunstwerk, dem man in der Schlichtheit der Mittel das niedrige Budget ansieht, das aber einer vielstimmigen Partitur gleicht, die man nicht nach einem Mal durchgehört hat. „Gerade aus der Not erwächst bei Syberberg das kreative Potential, der Erfindungsreichtum, der es ermöglicht, mit wenigen Mitteln auszukommen“, sagt Eugen Blume, der frühere Direktor des Museums Hamburger Bahnhof in Berlin. „Was den Künstler auszeichnet, nämlich als freies und mitunter radikalisiertes Subjekt gleichsam modellhaft zu produzieren, findet in Syberberg ein ausgezeichnetes Beispiel. Wenn man für die von Joseph Beuys einst proklamierte soziale Plastik heute eine überzeugende Kraft finden wollte, fällt mir an erster Stelle Syberberg ein.“

Als Syberberg, sommerlich hell gekleidet, am Abend lächelnd durch Wolfram Eschs Garten geht, sagt Bürgermeister Witkowski, der zu ihm hinüberschaut, während wir auf der Bank sitzen: „Sein Eigensinn imponiert mir schon. Ich werde wohl wieder das Gespräch mit ihm suchen.“ JAN BRACHMANN



Kulturkipppunkt

Von Simon Strauß

Die Inflation offener Briefe ist fast so deutlich spürbar wie die wahrgenommene Teuerungsrate. Sie bewirken oft wenig – außer das Selbstwertgefühl der Unterzeichnenden zu stärken. Ein bisschen stolzes „J'accuse“ ist immer ebenso im Spiel wie die Hoffnung, sich vor späteren Generationen nicht dafür rechtfertigen zu müssen, im entscheidenden Augenblick auf der falschen Seite gestanden zu haben. Das Gute an offenen Briefen: Wer sie initiiert oder unterzeichnet, kann das auch gleich posten. Wer dagegen, sagen wir, eine Demonstration organisiert, muss erst lästige Behördengänge machen und weiß oft nicht einmal, ob das Ganze von der Crowd überhaupt bemerkt wird. Auch mancher offener Brief soll in der Vergangenheit allerdings schon untergegangen sein, deshalb ist eines spielentscheidend: der richtige Titel. Ein Schreiben, das von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden soll, muss ein Alarmschrei sein. Das hat ein Zusammenschluss verschiedener Berliner Kulturorganisationen jetzt beherzigt und mitgeteilt, „die Zukunft der Kultur in Berlin“ stehe „auf der Kippe“. Das klingt bedrohlich. Worum geht es? Protestiert wird in dem von namhaften Akteuren der freien Kulturszene unterschriebenen Brief gegen den Umstand, dass „nur 3% des Gesamtvolumens des Berliner Haushalts“ für Kultur zur Verfügung stünden. Nur? Unabhängig davon, dass es in der Vergangenheit meist nur zwei Prozent waren, wir es also mit einer Steigerung, nicht mit einer Kürzung zu tun haben, sei auch verraten, was sich hinter der mickrig wirkenden Prozentzahl verbirgt: nämlich rund 906 Millionen Euro, das sind rund zweihundertfünfzig Euro pro Einwohner. Das soll eine „verschwindend geringe“ Zahl sein? Natürlich, die durch die Pandemie veranlassenen Schließungen sitzen den Kulturinstitutionen noch in den Knochen. Aber ist in Berlin zuletzt auch nur eine einzige namhafte Kulturinstitution geschlossen worden? Es gab mal eine Zeit, da wurde in der Hauptstadt ernsthaft darüber debattiert, ob sie sich drei Opernhäuser leisten könnte. Heute gibt Berlin im Ländervergleich mehr Geld für Kultur aus als alle anderen. Steigende Mieten, wenige Atelierräume – alles schmerzhaftes Entwicklungen. Aber auf der Kippe steht dabei gar nichts. Vielmehr offenbar der Brief ein taktisches Missgeschick: Einem neuen Kultursenator, kaum ist er im Amt, gleich mit der Apokalypse zu kommen, kann nicht klug sein. Denn welche Steigerungsform bleibt den Briefschreibern dann, wenn es einmal wirklich schlimm wird?

Es ist nicht nur Rock 'n' Roll, aber sie mögen es

Warum ist das Glastonbury-Festival, bekannt als britisches Woodstock, seit mehr als fünfzig Jahren so beliebt? / Von Eva Ladipo, London

Selten ist ein Meister so unverhohlen begeistert von seinem Werk wie Michael Eavis. So demütig vor dem, was er geschaffen hat, und so ungläubig, was ihm da gelungen ist. Der Milchbauer scheint bis heute nicht fassen zu können, dass auf seiner kleinen Farm in Somerset, auf jenen sanften Hügeln, auf denen seit 160 Jahren die Kühe der Familie grasen, eines der weltgrößten Musikfestivals stattfindet. Eavis ist berühmt dafür, das laufende Glastonbury-Festival alle Jahre wieder als das beste zu bezeichnen, das es je gab. Egal, ob es fünf Tage lang regnet, egal, ob die Bühnen im hüfthohen Matsch nachgeben, ob die Zelte ins Tal gespült werden oder der Fahrer eines Abwasserfahrzeugs aus Versehen auf den falschen Knopf drückt und Tausende Liter Fäkalien durch die Gegend spritzen – Michael Eavis schwärmt von der magischen, einmaligen Atmosphäre und erklärt das Festival zum „best Glastonbury ever“.

Das erste Konzert auf dem Bauernhof fand 1970 statt. Es war ein Jahr nach Woodstock. Überall auf der Welt hatten Hippies das Bedürfnis, alle Hemmungen fallen zu lassen, sich auf der grünen Wiese zuzudröhnen und zu lieben, den Weltfrieden zu beschwören und gute Musik zu hören. Nach Woodstock pilgerten damals 400.000. Nach Glastonbury kamen zwar nur 1500, und wie die amerikanischen Organisatoren stand auch Michael Eavis am Ende des Wochenendes mit beträchtlichem Verlust da. Doch im Gegensatz zu jenem legendären Happening in New York State war es in Somerset erst der Anfang.

Woodstock war ein einmaliges Ereignis, „a moment in time“, wie der Veranstalter

Michael Lang sagt, ein einziger Moment. Danach sind alle Versuche einer Wiederholung gescheitert. Glastonbury dagegen hat nicht nur überlebt, sondern ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Michael Eavis hat dafür gesorgt, dass das britische Festival ein halbes Jahrhundert lang nie uncool geworden ist, nie altmodisch, nie retro. Glastonbury ist bis heute „cutting edge“. Das uralte Festival des Milchbauern läuft dem Zeitgeist nicht hinterher, sondern führt ihn bis heute an. Oder, um es in den Worten der britischen „Times“ auszudrücken: „Glastonbury ist ein Wunder der modernen Welt.“

Wie alle Hippie-Festspiele seiner Zeit begann auch Glastonbury mit Folk- und Rockmusik. Michael Eavis war jedoch nie Purist und von Anfang an begeistert von den abgedrehten Ideen, die ihm im abgelegenen Somerset angetragen wurden aus der weiten, ihm weitgehend unbekanntem Welt. Meistens hatte er nichts dagegen, sie auszuprobieren, obwohl er offen gesteht, mit vielen neuen Musikrichtungen nicht viel anfangen zu können. Dieser Aufgeschlossenheit ist es zu verdanken, dass sich seine Farm und die angrenzenden Ländereien für jeweils fünf Tage im Jahr in ein anarchisches Narnia verwandeln, in dem alles toleriert wird, nur kultureller und musikalischer Dünkel nicht. Es ist, als ob Eavis' Mut zum Ausprobieren, seine Lust an Neuem und anderem den Ton für das gesamte Publikum angibt. Die Tickets waren auch in diesem Jahr innerhalb einer Stunde ausgebucht, obwohl noch niemand wusste, wer spielt.

Der Bauer mit dem freundlichen Wesen, der sein Land nur ungern verlässt und

so gut wie nie in Urlaub fährt, war immer wieder Pionier: Ende der Achtzigerjahre war er einer der ersten Veranstalter, die Rave und Dance-Musik aus dem Untergrund auf die große Bühne holte. Seit den Neunzigern lässt er harte, nicht jugendfreie Schwulenpartys stattfinden. Im Jahr 2008 buchte seine Tochter Emily mit Jay-Z den ersten Hip-Hopper für den größten Auftritt am Samstagabend. Sie musste ihm den Namen auf einen Spickzettel schreiben, damit er ihn richtig aussprach. Emily war es auch, die 2015 den aufstrebenden Grime-Sänger Stormzy einlud und ihm 2019, mittlerweile als Superstar, die legendäre Pyramid Stage überließ.

Längst gilt Glastonbury als britische Institution, ähnlich wie die Opernfestspiele von Glyndebourne, Wimbledon oder die BBC Proms. Das Victoria and Albert Museum kuratiert ein Archiv über die Geschichte des Festivals. Die BBC wird eine ganze Armee von Reportern nach Somerset schicken, die live übertragen. Und wenn es so läuft wie immer, werden die Musikkritiker sämtlicher Zeitungen vom linken „Guardian“ bis zum konservativen „Telegraph“ die rauschhafte, freigeistige Party auf Eavis' Farm in den Himmel loben.

Denn Glastonburys Erfolg ist auch dem lässigen kulturellen Selbstverständnis der Briten zu verdanken. Die Grenzen zwi-

schen Mainstream und Fringe, zwischen populärem Geschmack und Avantgarde, sind hier viel durchlässiger als etwa in Deutschland. Es herrscht weniger Berührungsangst und weniger Blasiertheit anderen Genres gegenüber.

So tut etwa ein hemmungslos kitschiger Auftritt von Kylie Minogue dem alternativen Image von Glastonbury keinen Abbruch, sondern wird im Gegenteil als selbstironisch und queer gefeiert. Paul McCartney langweilte das Publikum letztes Jahr über lange Strecken mit Liedern, die keiner kannte. Der „Spectator“ schrieb liebevoll von einem „Alten, der sich weigert die Karaoke-Bühne zu verlassen“. Die Gassenhauer am Ende und die Tatsache, dass Bruce Springsteen überraschend auf die Bühne kam, um den Kumpel zu unterstützen, machten alles wieder gut. Die Kritiker vergaben Höchstnoten.

Dieses Jahr sind es Elton John, Guns n' Roses, Lizzo, Lana Del Rey, Arctic Monkeys, Cat Stevens, Blondie und Wizkid, die auf den großen Bühnen spielen. Auf mehr als hundert kleineren werden Newcomer und Interpreten aller möglichen Richtungen auftreten. Das Wetter verspricht gut zu werden, nur für Freitag ist Regen angesagt. Michael Eavis' Kühe werden sicher sein, denn nach einem Todesfall, als ein Tier einen zurückgelassenen Zelthaken fraß, sorgt die Kampagne „Love the Farm“ dafür, dass die 200.000 Besucher hinter sich aufräumen. Zweifelloser wird der 87 Jahre alte Bauer, der mittlerweile im Rollstuhl sitzt, auch dieses Festival zum besten erklären, das er in seinem ganzen Leben auf die Beine gestellt hat.



Zirkus auf der Farm des Milchbauern: Abend in Glastonbury

Foto Getty

Parkplatz der Könige

Die britische Autorin Philippa Langley, deren Forschungen 2012 dazu führten, dass die verlorenen Überreste Richards III. unter einem Parkplatz in Leicester ausgegraben wurden, glaubt ebenfalls an einem Parkplatz die letzte Ruhestätte Heinrichs I. ausfindig gemacht zu haben. Der jüngste Sohn Wilhelm des Eroberers starb 1135 in der Normandie. Seine Innenräume wurden in Rouen bestattet, die einbalsamierte Leiche fand jedoch vor dem Hochaltar der von ihm gegründeten Abtei von Reading ihre letzte Ruhestätte. Im frühen fünfzehnten Jahrhundert wurde die adelige Rebellin Contanze von York neben Heinrich I. beigesetzt. Der genaue Standort konnte bislang wegen der Zerstörung der Abtei bei der Auflösung der Klöster nicht bestimmt werden. Inzwischen steht auf dem Grundstück das seit 2013 geschlossene Gefängnis, in dem Oscar Wilde eingesperrt war. Philippa Langley glaubt, dass Forscher bisher an der falschen Stelle nach dem Grab Heinrichs I. gesucht haben, weil der Hochaltar irgendwann verlegt worden sei. Im Jahr 2016 vorgenommenen Bodenradarmessungen des Geländes haben auf dem Parkplatz des ehemaligen Gefängnisses Objekte aufgespürt, bei denen es sich um zwei Sarkophage handeln könnte. Die Stelle, an der Langley das Grab Heinrichs I. vermutet, ist, wie der Zufall es will, mit einem K für King gekennzeichnet. Sie hofft 55.000 Pfund für Ausgrabungen zu sammeln, um ihre These zu bestätigen. G.T.